

Ein Missionsabend.

Zum Schutzfest des heiligen Josef.

Gehet zu Josef! so tönet auf Erden
Zubelnd es heute von Munde zu Mund.
Gehet zu Josef! Euch allen soll werden
Die Größe und Macht dieses Heiligen kund.

Heiliger Josef, o laß Dich begrüßen
Als den Beschützer der reinsten der Frau'n.
Du, der Gerechte, hast herrlich bewiesen
Daß Du stets würdig des Höchsten Vertrau'n.

Demut, Gehorsam, welch herrliche Blüten,
Unschuld und Reinheit, sie sind dein Geschmeid;
Warest der Gottesmutter hinieden
Reinsten Gemahl und Beschützer allzeit.

Nährvater Christi! O himmlische Würde
Ward Dir vom Ratshluß der Gottheit verlieh'n.
Wer trug auf Erden wohl süßere Bürde,
Wer sah je holdere ein Kindlein erblich'n?

Er war Dein Schöpfer. Doch Du darfst ernähren
Ihn, dem das ganze Weltall gehört.
Er ließ als Knabe sich von Dir belehren,
Jesus, die ewige Wahrheit, Dich hört.

Selig die Augen, in die hat geblicket
Göttliches Auge voll Liebe und Dank.
Selig Dein Herz, an das Du entzündet
Nahmest den Sohn — dann die Welt Dir verjant.

Der Du so treulich erfüllst auf Erden
All Deine Pflichten in Freude und Leid,
Komm' uns zu Hilf, daß wir ähnlich Dir werden.
Sieh', Dir zu folgen, sind wir bereit.

Schütze die Kinder, die Hoffnung der Kirche,
Führe die Jugend durch Klippen und Sturm.
Bitt' für die Eltern, die einstens als Bürge
Stehen vor Gott. — Sei ein starker Turm

Auch für die Greise, die müde des Lebens
Schauen voll Sehnsucht zum Himmel hinauf.
Laß uns heute nicht bitten vergebens.
Sprich zu dem Sohn: „Mach' die Himmelskür auf!“

Ein Missionsabend.

Von P. Nikolaus Scheb, R. M. M.

Höchst erfreulich muß es sein, einen Missionsabend in Europa mitzumachen. In Missionsblättern und Zeitschriften habe ich zu wiederholten Malen gelesen, wie da herrliche Vorträge, spannende Reiseschilderungen, interessante Berichte aus den Missionsgebieten angenehm abwechseln mit seiner Musik und lustiger Declamation. „Schade“, mag sich da mancher einsamstehende Missionar denken, „schade, daß an einem solchen Abend teilzunehmen mir nicht möglich ist.“

Doch der Missionar hat seine Missionsabende.

Am 25. Mai 1920 hatte ich Gottesdienst in Embo, einer Außenstation von Mariannhill. Messe und Predigt waren beendet. Da stürzt plötzlich ein Mädchen in die Katechese herein mit dem Rufe: „der Nuto ist am Sterben!“ Mit einem Schrei führen seine 2 Weiber auf, die im Unterricht waren und baten mich, ihm unverzüglich zu Hilfe zu eilen.

Ich kannte den alten Herrn schon. Er war schon lange krank und oft schon hatte ich ihn besucht, um ihn zur Taufe zu bewegen. Wie schon andern Missionaren stimmte er auch mir bei allem zu — nur eines — sein junges Nebenweib wollte er nicht entlassen. Kürzlich noch meinte er ganz schelmisch, wenn er sein Mädchen nehmen dürfe, verzichte er auf seine beiden Weiber. Natürlich kam es so zu keiner Taufe. Ich ließ aber um so mehr für diesen Alten beten. In diesem also wurde ich jetzt gerufen. Ich fand den Kranken in wirklich sehr bedenklicher Lage. Im Notwendigsten war er schon lange unterrichtet. Unerläßlich aber blieb die Frage nach den Weibern. Bestimmt und ernst versicherte er mir nun: mit Alara, seinem rechten Weibe, wolle er sich jetzt begnügen, von andern wolle er nun nichts mehr wissen. Da fiel ihm aber ein heidnischer Induna (Bezirksvorsteher) in die Rede, daß er das 2te Weib nicht einfachhin entlassen könne. Sein Bruder lachte auf: „Sa! dann wollen wir die Heiratssohnen wieder haben, ein Mädchen kennst du ja bereits!“ Das war ein höchst verführerisches Wort. Zehn Ochsen wie-

der zurück — den Kaufpreis für ein Mädchen — —. Nuto's Augen leuchteten hell auf. Ich fürchtete. Nach langem Reden hatte ich den Kleinhäuptling beschwichtigt. Den Bruder nahmen die Frauen in die Kur. So konnte ich dann dem Sterbenden begreiflich machen, daß es das Beste sei, er gehe in den Himmel, wo Gott mit mehr als lumpigen 10 Ochsen sein Herz erfreuen werde, während es mit 10 Ochsen und einem zornigen Weibe beim Teufel erst recht nicht auszuhalten sei. „Sa“, sagte er jetzt, „Baba, du hast recht. Tausche mich! Ich will jetzt in den Himmel!“ Frauen und Kinder, alles stürzte nun auf mich ein: „Taufe! taufe, Baba!“ Nach ein paar ernsten, sehr ernsten Worten und einem inbrünstigen Gebete taufte ich endlich den Nuto und nannte ihn wie er es wollte „Martin.“ Voll von Jubel hatte mir das zweite Weib, das jetzt frei geworden und nun auch bald zur Taufe kommen wollte, da es schon jahrelang sich darauf vorbereitete, schnell noch einen Festschmaus aufgetischt — auf dem Boden natürlich, — denn der alte Zulu kennt ja keinen Tisch. Dankend lehnte ich ab, indem ich zur Tür wies und sagte: „Manga jeltichonile — die Sonne ist schon untergegangen.“ Wirklich diese Taufe, besser die Vorbereitung dazu, hatte viel Zeit in Anspruch genommen; es dämmerte schon stark. Den Schweiß von der Stirne wischend, setzte ich mich auf das Pferdchen und ritt, Gott dankend, der Heimat zu.

Dunkel war es und wie Geister der Nacht die Mäuse erschreckt durch das dürre Gras. Wie unheimliche Gestalten erschienen die Gebüsch- und schaurige Klagen ertönten von den windzerzausten Bäumen. Ich ließ der Phantasie nun Raum für ihre sonderbaren Spiele und hörte, wie die bösen Geister ernst mir drohten, da ich den Nuto ihnen jetzt entführte. „Sa“, lachte ich, „Ihr Nachtgeister, der Nuto — Martin heißt er nun — gehört jetzt Gott!“ Doch was ist das? Nähen sich so schnell die Geister?, das Pferd will nicht mehr weiter gehn. „Weg! Was gibts?“ Langes, schweres Atmen war die Antwort. Ich stieg ab und langsam folgte mir das Pferd den Berg hinunter. Das Atmen wächst und wechselt ab mit Keuchen. Das

Pferd ist krank — das war nun sicher. Unten, auf breitem, ebenem Weg ging es wieder besser. Nochmals stieg ich auf; doch etliche Schritte nur, mich dauerte das arme Tier. „Dem Pferde wars so schwach im Magen — fast mußte der Reiter die Mähre tragen“, zitierte ich vor mich hin, das Pferd am Zügel weiter schleppend. Nun kamen Pausen, viele, lange, schreckliche Pausen. Endlich waren wir außer dem Buschfeld. „Noch ein halbes Stündchen, Bleß“, jagte ich, indem ich ihn sanft streichelte. Behütig schaute er mich an. Es ist unmöglich, sagen seine Augen. Keinen Schritt mehr ging er vorwärts. Er war erschöpft. Da stand ich nun in dunkler, kalter Nacht. An einem Baum erkannte ich den Platz. Hier also steh ich, sagte ich mir, hier, an diesem Platz, wo ehemals unsere Studentenlieder froh erklangen, hier, wo Dreizehnlinden und ich glaube selbst der so bedeutungsvolle Schwabenstreich zur Thomasfeier vorgezogen wurden, hier wo Xenophon, Homer und andere alte Größen den Gräbern rasch erstanden, hier sollte mich ein so rasches Mißgeschick ereilen; hier sollte gar mein armes Pferd sein schweres Haupt für immer in den Staub vergraben? Müde, frierend, traurig stand ich da. — — — Ein Hoffnungsstrahl! Im nahen Krämerladen flimmert noch ein Licht. Mit einem dort culehten Pferd eil ich nach Hause, ein kühner Bruder kann dem armen Bleß vielleicht noch helfen. Beinahe 12 Uhr war es, als ich das Brevier aus der Hand legte, die Kerze auslöschte und mich müde und traurig auf den Strohsack warf. Nun begann die Phantasie erst recht ihr buntes Spiel. Bald war ich im Traume wieder zurück beim verendenden Gaul. Ich hörte ihn noch einmal schmerzlich wiehern; sah ihn den Sand aufscharren — ein Fall — da lag es, das arme Tier — verendet. „Mile“ tönt da eine Stimme. „Lifile, ja, lifile — es ist verendet“ sagte ich zu mir im Halbschlaf, jedoch mich wundernd, wer denn mit mir rede: Wichtige Faustschläge an die Tür und wirres Gerede entriß mich dem träumerischen Taumel. „Mile“ — „er ist tot“ — wiederholte eine barbare Stimme: „Die Seele ist aber noch in ihm!“ schrie eine andere und ein Haufen ergänzte: „Ja! Komm aber rasch! Acht erwachsene Burjschen waren es, die mich jo weckten. Ihr Kamerad lag bei Pinetown erschlagen, ermordet.

In kaum 10 Minuten war ich mit P. Priors Pferde an der Stelle. Mein Gott! War das ein Anblick! Ein dicker, starker, ungefähr 20jähriger junger Mann lag da pustend, keuchend, atmend, viel stärker als mein krankes Pferd. Blutunterlaufen war das eine Auge, das andere durch eine hochangeschwollene Beule ganz verdeckt. Beide Beckenknochen standen heraus, von Haut und Fleisch entblößt. Von der Stirne hing ein Hautseken herab zum rechten Ohr. Dieses selbst war zerschunden, die Nase gebrochen und die Oberlippe aufgerissen. Bei jedem Atemzuge stürzte ein Blutstrom aus Mund und Nase — Zeichen schwerer innerer Verletzungen. Auch an der linken Hüfte tröpfelte Blut aus einer großen Wunde und beständiges fiebriges, krampfhaftes Zucken aller Glieder verstärkte den schauerlichen Anblick des mit dem Tode Ringenden. Leider war und blieb er vollständig bewußtlos. Da er jedoch bereits die Katechese besucht und nach der Behauptung seiner Verwandten getauft zu werden verlangte, taufte ich ihn und gab ihm als Begleiter ins Jenseits den heiligen Erzengel Michael. Auch die Gnadenwirkungen der heiligen Lehren Delung wollte ich ihm noch zukommen lassen. Nachdem ich am ganzen Haupte kaum eine heile Stelle finden konnte, um die hl. Salbungen vorzunehmen, erzit-

terte ich vor Weh, als ich seine Hände in die reinigten nahm. Innen sind sie ganz von Blut befudelt, außen ganz zerschunden und mit Rot bedeckt. Jeder Finger, jedes Glied zuckt und zittert in namenlosen Schmerzen. Sobald ich die hl. Sakramente gespendet hatte, kniete ich mich nochmals in das Blut neben dem Armen und betete, betete lange. Von den Umstehenden waren viele arg ergriffen, die Neugier aber bestrafte ich durch Nötigung, mit einzustimmen in unsere lauten Gebete. Nach einiger Zeit erklärte der Arzt, es sei ihm gelungen, die gefährlichsten Blutungen zu stillen und der Schwerverletzte könne so noch einige Tage leben. Daraufhin entfernte ich mich. „Angeheiterte“ Burjschen haben den Michael in solch schmerz- und qualvollen Leidenszustand verjagt. Ein braver Burjsche war er. Er wollte nur seiner Schwester keinen Schimpf antun lassen und dafür wurde er so behandelt. Du schlechte Welt!

Langsam ritt ich heim. Ein Heer von Gedanken stürmte auf mich los. Du — der du gegen Gott murren wolltest wegen des Verlustes eines Pferdes — wolltest du an der Stelle Michaels liegen? Ja du — pochte mein Gewissen — wenn du so dem Tod wärest nahe? „Ach Gott! sei gnädig uns beiden!“ jenseits ich und betete für den Michael. Wieder zu Hause, warf ich mich fast kraftlos auf mein Lager; der Schlaf erhielt keinen Zutritt mehr. Endlich rief die Morgenglocke zum Gebete. Dankbar folgte ich ihrem Rufe und beeilte mich, hin zu treten an den Altar und eine hl. Messe zu lesen für den Sterbenden. Nach der Dankagung meldete man mir, das Pferd sei wirklich verendet. Nicht lange nachher kam auch die Kunde, Michael sei gestorben, zur Zeit der heiligen Messe. R. I. P.

Das war auch ein Missionsabend, aber ein schrecklicher.

Jetzt wäre ich eigentlich am Schluß; doch verzeiht mir, liebe Leser, ein Aue für den Michael und auch den Martin erbitt' ich von den Armen und auch noch einen Kreuzer von den Reichen für ein neues Missionspferd. Ich bin zwar gut zu Fuß, doch die meilenweiten Touren Tag für Tag kann man ohne Pferd nicht leisten. Vielleicht schlägt irgendwo ein autes Herz und veranstaltet in diesem Sinne einen Missionsabend für den, der diesen schauerlichen durchgemacht.

Meine Rückkehr nach Triashill und Ankunft dortselbst, 30. November 1919.

Von P. M. A. Fleischer, R. M. M.

Ich weiß nicht, ob mir wohl oder weh zu Mute wurde, als ich im Eisenbahnzug zum Fenster hinausschaute und die wohlbekannte, traute Gegend überblickte. Salisbury lag hinter mir, ich näherte mich langsam Rusapi, der Bahnstation von Triashill. Einerseits war mir wohl zu Mut, ja, mein Herz war über- voll vor Freude, denn ich kehrte ja zurück auf meine heißgeliebte Missionsstation, von der ich 2½ Jahre getrennt war in Kriegsgefangenschaft und Verbannung. Aber wenn ich dann dachte, wie es wohl auf der so lang verlassenen Station aussehen werde, welche Lücken und Ruinen es da geben und welche mühselige Arbeit es kosten würde, um da wieder aufzuräumen, wurde mir auch weh ums Herz. Aber in dem Widerstreit der Gefühle war es doch die Freude über die Wiederkehr auf die Missionsstation, der freudige Gedanke, nunmehr wieder ganz dem idealen Missionsberuf leben zu können, der das Herz beherrschte.